



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Michael Ignaz Schmidts Kaiserl. Königl. wirklichen Hofraths ... Neuere Geschichte der Deutschen

Von dem Schmalkaldischen Krieg bis an das Ende der Regierung Karls V.

Schmidt, Michael Ignaz

Ulm, 1785

14. Kap. Neuer Reichstag zu Augspurg. Unterhandlungen wegen der
Römischen Königswahl des Spanischen Prinzen Philipp.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49737](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49737)

von sich geben, daß sie sich dem Concilium unterwerfen wollten; dasjenige, was bereits beschlossen worden, dürfte nicht auf das neue untersucht werden; endlich hoffe der Pabst, daß der Kaiser das Ansehen des Pabstes schützen, und es ihm nicht übel nehmen werde, wenn er seinerseits ebenfalls die nöthigen Vorkehrungen treffen sollte, in dem Fall, da jemand auf dem Concilium entweder aus Unwissenheit oder aus einer andern Ursache dasselbe zu schmälern suchen werde.“ Karl war indessen zufrieden nur so viel erhalten zu haben, und eilte um so mehr mit der Eröffnung des Reichstages.



Bierzehntes Kapitel.

Neuer Reichstag zu Augspurg. Unterhandlungen wegen der Römischen Königswahl des Spanischen Prinzen Philipp.

Da durch diesen Reichstag dasjenige, was die Zeitumstände auf dem letzten nicht zuließen, vollends sollte in das Werk gerichtet werden, so wünschte Karl gar sehr, daß die beyden Churfürsten Moriz von Sachsen und Joachim von Brandenburg sich in Person dabey einfinden möchten. Er hatte daher den von Schwendy noch von den Niederlanden aus eigends an sie abgeschickt, und ihnen die Vorstellung machen lassen, „weil nun der neue Pabst in einem ganz väterlichen und vertraulichen Schreiben sich erbothen, alles seinerseits beizutragen, was zur Vereinigung und Vergleichung der Religion und zur Wohlfart deutscher Nation gereichen möge; eben diese Religionsfache aber bey jezigen Zeiten des gemeinen

meinen Vaterlandes höchstes Obliegen und Beschwerde sey, daraus bis daher alle Zerrüttung entsprungen, und noch künftig entspringen werde: so habe er diese gute Gelegenheit nicht versäumen, sondern vielmehr alles versuchen wollen, damit dasjenige, was auf dem vorigen Reichstag fürgenommen und beschlossen worden, nun endlich zum Vollzug komme.“

„Da auch noch allerley Rebellen und Ungehorsame im Reich seyen, die durch ihr Beyspiel leicht andere zu einem ähnlichen Betragen reizen möchten: so achte er es abermals für eine gemeine Nothdurft, Mittel und Weg zu suchen, damit sie zum gebührliehen schuldigen Gehorsam möchten gebracht werden. Um seinem Amt Genüge zu leisten, habe er diesen Reichstag ausgeschrieben, auf welchen er gewiß und zum fürderlichsten persönlich sich begeben, und außerhalb Gottes Gewalt durch nichts daran werde hindern lassen. Er versehe sich zwar zu ihnen, daß sie ebenfalls persönlich darauf erscheinen werden; jedoch in Betrachtung der hohen Nothdurft und Wichtigkeit der Sachen, die darauf sollen gehandelt und verrichtet werden, habe er sie zum Ueberfluß noch einmal darum ersuchen wollen.“

Der Churfürst Moriz antwortete, „er sey mit etlichen hochbeschwerlichen Anliegen und Sachen beladen, woran ihm zum höchsten gelegen sey; er habe sie bereits des Kaisers Brüdern anzeigen lassen, damit dieser sie selbst an ihn bringe, worüber er noch keine Antwort erhalten. So bald der Kaiser Oberdeutschland werde erreicht haben, und noch vor angehendem Reichstag wolle er entweder durch sich selbst oder die Seinigen denselben seine hohe Nothdurft zu erkennen geben.“ Weiter konnte Schwen-

dy

by nichts erhalten; und auch dieses war nichts, als der Anfang jener großen Reihe von Vorstellungen, die wir von nun an bey Morizen wahrnehmen werden.

Des Churfürsten Joachim Antwort fiel dahin aus, „durch das Besuchen der Reichstage, und andere dem Kaiser und Reich geleistete Dinge habe er sich in merkliche Beschwerung stecken und einlassen, auch seine Landschaft deswegen zum höchsten beschweren und erschöpfen müssen; das persönliche Besuchen des Reichstages sey ihm daher nicht nur allein bedenklich, sondern auch ihm und seinen Unterthanen beschwerlich und unerträglich. Er habe es ohnehin schon an den Kaiser gelangen lassen, was er sonst noch für Anliegen habe; insonderheit habe er sich gegen die rebellischen Magdeburger so weit eingelassen, daß auch über Vorsehen er selbst und seine Unterthanen in viel Wege von denselben thätlich und feindlich angegriffen würden, seine Städte und Besten angefallen, seine Unterthanen in viel Wege beschädiget, geplündert, in Gefängniß eingezogen, und fast seine Stadt Tangermünde von ihnen wäre eingenommen worden; er habe bereits bey dem Kaiser vielfältig um Hülff angesucht, aber keine Antwort und Trost erhalten.“ Schwendy sagte ihm hierauf, eben dieß sey einer der Hauptbeweggründe, warum der Kaiser den Reichstag ausgeschrieben, um die Sache wegen Magdeburg in Ordnung zu bringen; wenn der Churfürst in Person sie betreiben helfe, so würden die übrigen Stände sich um so bereitwilliger finden, ihm Beystand zu leisten, und die Rebellion zu züchtigen. Allein, der Churfürst beharrte darauf, daß er bey diesen Umständen sein Land nicht verlassen dürfe.

Eine

Eine so üble Vorbedeutung dieses auch für den Reichstag selbst war, so ließ sich doch Karl keineswegs davon abhalten, wenigstens für seine Person demselben beizuwohnen. Die zwey Hauptpuncte der Proposition, die er machen ließ, betrafen die Religion und die sogenannte Rebellion der Städte Magdeburg und Bremen. „Bereits auf dem letzten Reichstag seyen die Stände überein gekommen, daß zur Erörterung und Erledigung des ersten kein richtiger, füglich, noch fürträglicher Weg oder Mittel zu finden sey, dann durch ein christliches, gemein Concilium. Da nun der jezige Pabst eine ganz gnädig väterliche Bertröstung und Zusagung gethan, allen Fleiß fürzuwenden, damit es dem kaiserlichen Begehren und der Stände Bewilligung nach zu Trient continuirt und zu Ende gebracht werde, so könne er nicht ermessen, daß nun etwas weiters in der Sache fürzunehmen, als daß bey demselben angehalten werde, seinem Versprechen wirklich und zum fürderlichsten nachzusetzen.“

„Auf der Stände Bewilligung und Heimstellung habe er auch zur Erhaltung Friedens und Ruhe eine billige leichtliche Resolution und Erklärung auf den Rathschlag, so damals durch einige ansehnliche und gutherzige Personen ihm fürgetragen worden, ergehen lassen; nicht nur allein, weil seine Absicht so heilsam, sondern auch wegen der ausdrücklichen Bewilligung und Annehmung der Stände habe er geglaubt, man werde sich derselben gemäß halten. Er habe aber nicht ohne höchste Beschwerde und Betrübniß seines Gemüths befunden, daß nicht nur allein etliche Stände und Unterthanen sich derselben widersehen, sondern auch etliche andere, die sie angenommen, ihr mit nichten sich gemäß halten.“

„Er

„Er habe auch damals bedacht, daß zur Erhaltung der Religion nicht allein dienlich und fürträglich, sondern auch nothwendig sey, solche Wege fürzunehmen, dadurch die Kirchen und derselben Glieder und besonders der geistlich Stand zu der alten wahren Kirchendisziplin und Regel gewiesen würde; er habe daher den Ständen den Begriff einer christlichen Reformation eröffnen lassen, die sie auch gehorsamlich angenommen. Wiewohl sich nun etliche geistliche Fürsten hierinn zum höchsten bemüht, und allen möglichen Fleiß deswegen fürgewendet, so vernehme er doch auch, daß diesem löblichen Werk von dem wenigern Theil nachgesetzt, ja vielmehr durch gesuchte Ausflüchte und in andere Wege dasselbe wo nicht ganz verachtet und umgestossen, doch zum wenigsten aufgezoogen und verhindert werden sollte.“

„Weil ihm nun zum höchsten beschwerlich, ja unleidlich seyn wolle, zuzusehen und zu gestatten, daß solche christliche löbliche Ordnungen gleich zu Anfang wieder in Abgang und Veracht kommen sollen, so gehe sein ferner Begehren dahin, ihm ihr rätthliches Bedenken dahin mitzutheilen, was zu thun sey, um das bereits Beschlossene zum Vollzug zu bringen.“

„Wegen des Landfriedens finde er nichts zu bessern und zuzusehen; nur sey zu bedenken, daß etliche des Kaisers und Reichs Ungehorsame und Rebellen sich so fern einließen, daß sie nicht nur allein auf ihrem Vorsatz zu verharren gedächten, sondern einige davon sich so gar unterstünden, andere Reichsstände, Glieder und Unterthanen mit Kriegsgewalt zu überfallen, und mit Mord und Brand zu beschädigen. Damit sich nun dieses Feuer nicht weiter

austheile und überhand nehme, so seye des Kaisers Gesinnung abermal, die Stände möchten ihm darüber ihren treuen Rath eröffnen.“

„In Ansehung des Kammergerichts seyen ihm nothwendige Ursachen fürgekommen, daß die zehn außerordentlichen Beysitzer, die auf dem letzten Reichstage angeordnet worden, entweder zu allen Zeiten beyzubehalten, oder doch die jezigen wenigstens Zeit lebens, worüber er ebenfalls das Bedenken der Stände erwarte; wie man dann auch erbietig sey, ihnen die Acten der indeß gehaltenen Visitation vorzulegen, woraus sie sehen würden, daß dasselbe ordentlich und wohl besetzt, und aller Ehren und Förderung zum höchsten würdig sey.“

Die Stände nahmen den Vortrag in Berathschlagung; und ungeachtet wenige in Person erschienen, so war es doch kaum noch auf einem Reichstage dem Außern nach so ruhig und einhellig zugegangen. In Ansehung des Conciliums bezahlte man Karl mit der schon gewohnten Münze, daß man sich ein allgemein, frey, christlich, ordentlich Concilium gefallen ließ, auch ihn ersuchte, es nach Möglichkeit zu befördern. Wegen des nicht gehaltenen Interim aber wußte man so viele Ursachen anzugeben, daß man es sich kaum vorstellen kann, wie Karl und seine Ministers nicht so gleich den Schluß machten, was erst die Entscheidungen des Conciliums für Schwierigkeiten ausgesetzt seyn würden. Die geistlichen Churfürsten gaben vor; „wenn sie auch in den Orten, wo ihnen die Besetzung der Pfarren zu stünde, die Prädicanten, die sich nicht nach demselben fügen wollten, absetzten, so fänden sie keine andere; und die katholischen Geistlichen dürften sie vermöge
des

des Interim selbst dazu brauchen. Um die vorgeschriebene Reformation in das Werk zu richten, hätten sie Provincial- und Diöcesan-Synoden gehalten; daß sie aber ihren Zweck nicht ganz erreicht, seyen allerhand besondere Exemtionen, Freyheiten, Dispensationen, Indulte und andere Verhinderungen Schuld.

Die Botschafter der weltlichen Churfürsten führten an: „was sich ihre Herren wegen des Interim für Mühe gegeben; daß sie es aber nicht ganz und an allen Orten in Gang gebracht, rühre daher, weil diese Religion bey dreyßig Jahren durch emsig vielfältiges Predigen, Singen, Lesen, Lehren so sehr in die Leute und deren Gemüther gebildet und eingewurzelt, daß man sie erst mit der Zeit durch bessern fleißigen vorgehenden Unterricht davon abbringen könne.“ Wer bey dieser Aeufferung das Wort geführt, und den Ton angegeben, ist leicht aus dem bereits Angeführten zu errathen. Der Churfürst Moriz scheint nun bereits wenig mehr um Worte sich bekümmert zu haben, sondern schob allemal den Churfürsten Joachim von Brandenburg vor den Riß; doch merket man nun auch von diesem, daß sein Eifer wegen des Interim sich indessen ungemein muß ge-
leget haben. Vielleicht blieb er auch hauptsächlich deswegen von dem Reichstage weg, um nicht wegen desjenigen, was er zuvor dem Kaiser so leicht gemacht, zur Rede gestellt zu werden. „Ihre Landschaften und Unterthanen, führen sie fort, widerseheten sich der Aufrichtung des Interim um so mehr, weil sie glaubten, es sey nicht allerdings der Schrift gemäß; wollten sie nun Ernst fürwenden, so hätten sie sich Aufruhre, Rumoren, und also ihrer Land und Leute große Zerrüttung, und schwerlich Verderben und Abfalls zu befahren ic.“

Die Fürsten erklärten ihrerseits, „die Ursachen der Nichtbefolgung des Interim wären hauptsächlich diese: man habe auf hohen und Partikular-Schulen zu wenig Fürsorge gethan, um die Jugend demselben gemäß zu unterweisen; da nun auch die Prädicanten das Volk nicht nur allein nicht zur Haltung desselben ermahnten, sondern auch öffentlich dagegen predigten, so könne dasselbe nicht dafür eingenommen werden. Auch seyen durch dasselbige zwar die Communion unter beyden Gestalten und die Priesterehen gestattet; allein, da der Pabst die Sache noch nicht förmlich gut geheissen, so äußerten sich diejenigen, die diese Dinge verlangten, der ganzen Declaration. Nebst dem sey Mangel an katholischen Priestern, die im Stande wären, den Leuten den hinlänglichen Unterricht darüber zu geben; vor allem aber müßten alle Kirchendiener ordentlich geweiht, zu der Verwaltung der Sacramente fähig gemacht, von der ordentlichen geistlichen Obrigkeit gesendet, und den Bischöfen unterworfen seyn. Der gemeine Mann werde auch nicht wenig durch etlicher Geistlichen leichtfertiges und ärgerliches Leben, daß der kaiserlichen Reformation so wenig gelebt und nachgegangen werd, davon abgehalten. Die letzte Hinderniß sey endlich, daß ungeachtet des kaiserlichen Verboths so viele Schmach- und Schandbüchlein dagegen geschrieben, und unter dem Volk ausgestreut wurden.“

Churfürsten und Fürsten kamen endlich darinn überein, „die Irrungen in der Religion, wie man auch auf den vorigen Reichstagen allemal der Meinung gewesen, könnten nicht anders, als durch ein gemein frey christlich Concilium hingelegt werden.“ Diese Antwort mußte Karl um so mehr befremden, da die ehemals zu dem Interim gegebene Einwilligung

gung durch dieselbe wenigstens stillschweigend wieder zurück genommen ward. Daher geschah es auch, daß, so sehr sie seinen übrigen Gesinnungen angemessen war, Karl sich nicht damit begnügte; jedoch so, daß es das Ansehen hatte, als suchte er selbst aus diesem verdrießlichen Handel nur mit Ehren zu kommen. Seine auch in den Reichsabschied eingerückte Resolution enthielt nämlich folgendes: „nachdem sein Gemüth und Meinung dahin gehe, daß alles, was zwischen ihm und den Ständen auf letztem Reichstag verglichen und beschlossen worden, vollzogen, und demselben stracks nachgesetzt werde, er aber aus dem Bericht der Stände vernommen, daß die Hindernisse des Interim sowohl als Reformation nicht allenthalben gleich noch einerley: so wolle er es auf sich nehmen, und sich durch alle füglich Mittel und Weg erkundigen, was den Ständen, die diesen Ordnungen nicht allerdings nachkommen, für Beschwerden in dem Weg liegen, und darauf allen Fleiß ankehren, daß solche Hindernisse in der Güte, wie die Gelegenheit und Nothdurft eines jeden Orts erfordern wird, mögen abgestellt werden. Er ersuche demnach, erinnere und ermahne Churfürsten, Fürsten und Stände, es wolle ein jeder, so viel ihm das Interim oder Reformation anlangt, zum ernstlichsten befördern, daß sie angerichtet, gehalten und vollzogen werden, als wodurch er sich im Reich christlicher Einigkeit und aller Wohlfart tröstlich versehe.“

Wegen Magdeburg und Bremen ersuchten die Stände den Kaiser, sich der Schärfe eines Theils zu begeben, und die Sache durch gütliche Mittel beylegen zu lassen; woben sie sich alle Mühe geben würden, um die Rebellen zum gebührliehen Gehorsam zu bringen. Der Kaiser willigte auch um so lieber

darein, da das bisherige Betragen der Magdeburger hinlänglich an den Tag legte, daß es eben nicht so leicht seyn würde, ihnen durch Gewalt andere Gesinnungen einzufloßen. Herzog Georg von Mecklenburg war noch vor dem Anfange des Reichstages in das Magdeburgische eingerückt, und hatte den Magdeburgern in einem Gefecht einige hundert Mann erleger; wodurch sie sich aber wenig schrecken ließen.

Bald darauf rüsteten sich auch der Churfürst Moriz von Sachsen, der Churfürst Joachim von Brandenburg nebst seinem Vetter dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach, und der Herzog Heinrich von Braunschweig gegen die Stadt. Ueber des letztern Betragen wunderte man sich um so weniger, da er ohnehin ein geschwornen Feind der Protestanten überhaupt und der Städte insonderheit war. Allein von den übrigen, besonders dem Churfürsten von Sachsen, konnte man es nicht begreifen, daß er eine Stadt feindlich behandeln sollte, die sich nichts als ihre Anhänglichkeit an den Schmalkaldischen Bund, und die verweigerte Annahme des Interim hatte zur Schuld kommen lassen. Sehr viele glaubten daher, gedachte Fürsten, weit davon, der Stadt etwas Leids zu thun, versammelten nur deswegen Truppen, um den Herzog Georg aus dem Lande zu jagen. Allein, der Erfolg zeigte sich ganz anders.

Beide Churfürsten mochten Absichten auf das ihnen so wohl gelegene Erzstift gehabt haben. Moriz hatte sich zur Erreichung der seinigen in dem schon angeführten geheimen Tractate, den er zu Regensburg mit dem Kaiser geschlossen, das Schutzrecht darüber ausbedungen; ein naher Schritt, besonders nach den damaligen Grundsätzen der Protestanten,
zur

zur Oberherrschaft. Der Churfürst Joachim hätte wenigstens seinen von dem Capitel zum Erzbischofe gewählten Sohn gern in dem ruhigen Besitze des Erzstiftes gesehen; er mußte sich demnach der von den Magdeburgern vertriebenen und sehr gemißhandelten Geistlichkeit annehmen. Bey Moritz entdeckte man erst noch in der Folge einen Grund, den damals niemand vermuthete. Da er noch immer die Loslassung seines Schwiegervaters des Landgrafen nicht erhalten konnte, und der Kaiser nun auf das neue das den Protestanten so gehäßige Concilium von Trient betrieb: wartete er nur auf eine solche Gelegenheit, die Waffen in die Hände zu bekommen, über die der Kaiser keinen Verdacht schöpfen könnte. Es hatten zwar indessen die zu Augspurg versammelten Reichsstände zufolge ihres dem Kaiser gemachten Vorschlages wirklich die Stadt mit demselben auszusöhnen gesucht; allein sie schickte nicht einmal Deputirte an dem vorgeschriebenen Tage nach Augspurg unter dem Vorwand, daß sie niemand gefunden, der diesen Auftrag hätte übernehmen wollen. Die Stände mußten sich demnach entschließen, Ernst gegen dieselbe zu brauchen, obschon die Deputirten der Städte nicht gern daran kamen. Nur bathen sie den Kaiser, das Seinige ebenfalls beizutragen, und, wenn er diesem Kriege nicht persönlich beywohnen könnte, jemanden das Commando, wozu sie den Churfürsten Moritz vorschlugen, zu übergeben, auch zu gestatten, daß die zuvor vermöge des letztern Reichstags-Schlusses zur Nothwendigkeit des Reichs überhaupt zusammen gebrachten Gelder zu diesem Kriege dürfen verwendet werden. Karl stellte ihnen dagegen vor, wie viele Kosten er in dem vorigen Kriege, um den Frieden in Deutschland wieder herzustellen, hätte aufwenden müssen; wegen des Churfürsten aber und des

ihm aufgetragenen Commando habe er nichts zu erinnern, und sey ihm niemand bekannt, der sich besser dazu schicke. Er bewilligte es auch, daß das zu diesem Kriege nöthige Geld aus dem gemeinen Schatz genommen würde; jedoch unter der Bedingung, daß eben die Summe zu einer gewissen Zeit wieder hinein gelegt würde, weil es nicht zu diesem Ende zusammen gebracht worden sey.

Der Churfürst Moriz bekam auf solche Art nebst dem Commando monatlich eine Summe von 60000 Goldgulden, und für die bereits aufgewandten Unkosten 100000 zugesaget. Da er ohnehin schon in die Nähe der Stadt gerückt war, gries er sie nun zu Ausgang des Novembers förmlich an, nachdem er zuvor einige Schanzen hatte aufführen lassen, um die Soldaten darinn überwintern zu lassen. Er ließ ihr zwar hierauf nebst dem Churfürsten von Brandenburg sehr leidliche Friedensbedingungen antragen; allein, da er zugleich verlangte, daß sie Besatzung einnehmen sollte, bis der Vergleich von dem Kaiser bestätigt, und alles darinn enthaltene ihrerseits erfüllt wäre: so konnte sie sich nicht dazu entschliessen, indem sie dem Kaiser nicht traute, und vielleicht noch weniger dem Churfürsten. Ueberhaupt machte sie auch solche Vertheidigungs-Anstalten, die genug zu verstehen gaben, daß, wenn es auch dem Churfürsten Ernst bey der Sache sey, der Kaiser dennoch nicht vor Ausgang des Reichstages das Vergnügen haben werde, sie bezwungen zu sehen; wie es auch der Erfolg bestätigte.

Nachdem man vollends wegen des Kammergerichts einig geworden, daß die auf dem letzten Reichstag beschlossene zehn außerordentliche Beysitzer
auch

auch das dritte, und nach Gutbefinden das vierte Jahr könnten ferner beybehalten werden; geschah endlich dasjenige, was die Stände, die des Aufenthaltes zu Augspurg bereits müde waren, sehnlich wünschten, nämlich die Bekanntmachung des Reichsabschieds. Einige halten dafür, Karl habe mit Fleiß damit zurück gehalten, um indessen vielleicht noch etwas zu Gunsten seines Sohns Philipp, den er bey sich zu Augspurg hatte, wegen der Nachfolge im deutschen Reich zu Stande zu bringen. Karl war selbst der Haupturheber gewesen, daß sein Bruder Ferdinand im Jahr 1531. zum Römischen König gewählt worden; und niemand hätte geglaubt, daß er auf den Gedanken kommen würde, daß auch sein Sohn Philipp nach ihm Deutschland beherrschen sollte. Wenigstens war es für Ferdinanden einer der unerwartetsten Ausstritte.

Da sich das Gerücht davon noch vor dem Reichstage in Deutschland verbreitet, wendete sich Ferdinand an seinen Bruder, um auf den Grund der Sache zu kommen. Karl widersprach nicht gerade zu, sondern suchte ihn durch die Erklärung zu beruhigen, daß, gleichwie er allzeit gewohnt gewesen, in wichtigen Dingen nichts vorzunehmen, ohne ihm Nachricht davon zu ertheilen, er es gewiß auch in diesem nicht unterlassen werde. Als hierauf Karl selbst die Sache bey ihm rege machte, antwortete Ferdinand, daß er ohne die Einwilligung seines ältesten Prinzen Maximilian sich zu nichts entschließen könne. Dieser aber, als man auch ihm Vorschläge machte, gab zur Antwort, ein solches Vorhaben würde nicht nur allein ihm, sondern allen deutschen Fürsten zum Schimpf gereichen; und wenn er es sich auch seinerseits wollte gefallen lassen, würden

die Churfürsten sich nie dazu verstehen. Mit welcher Aeussertung niemand vergnügter war, als die wegen der langen Abwesenheit ihres Monarchen und dessen ungeheuren Aufwandes, den er in auswärtigen Geschäften machte, mißvergnügte spanische Nation und vielleicht Philipp selbst, der nun einmal ganz Spanier war, und nirgends als dort seyn wollte.

Karl hatte ihm vor seiner Abreise aus Spanien eingepräget, sich, wo er immer hinkäme, in Italien sowohl als Deutschland, genau nach den National-Gebräuchen zu richten; ja er hatte kurz vor der Reise anstatt des Spanischen das Burgundische Etiquette an dessen Hofe eingeführt. Allein, der steife spanische Ton behielt bey ihm stets die Oberhand; und so wie Karl sich nirgends lieber als in seinen Niederlanden aufhielt, so wollte es Philippen nirgends als in Spanien gefallen. Karl ließ es aber dessen ungeachtet nicht dabey bewenden; ja durch seine bey ihm so wohl als seinem Bruder viel vermögende Schwester, die verwittwete Königin Maria von Ungarn, brachte er es bey letzterm dahin, daß er sich wirklich gefallen ließ, daß, wenn die Churfürsten darein willigten, dem Philipp vorhinein die Römische Königsstelle in dem Fall, da Ferdinand das Kaiserthum antreten würde, sollte zugesaget werden; damit aber sein eigener Prinz Maximilian nicht zu kurz käme, wollte man die Churfürsten dahin vermögen, daß sie diesem die Römische Königswürde zusagten, in dem Fall, da Philipp zum Kaiserthum gelangte.

Die Gründe, womit man Ferdinand diese Gesinnungen eingefloßt, hatten wenigstens einen Schein, wenn sie auch nicht ganz durch den Erfolg bestätigt wurden: „Ferdinand nämlich und seine
Nach-

Nachkommen würden für sich keineswegs im Stande seyn, das Reichs-System bey der noch immer fort-dauernden Gährung wegen der Religion aufrecht zu erhalten; die bisherigen Trennungen und Factionen würden über kurz oder lang viel ärger ausbrechen; wobey er sich betragen möge, wie er wolle, würde er Gefahr laufen, sein Ansehen, und vielleicht auch seine Erbländer zu verlieren. Wie wenig Beystand er von den Katholischen zu erwarten, habe die Erfahrung gelehrt; sich aber den Protestanten in die Arme werfen, oder gar gemeine Sache gegen die Katholischen mit ihnen machen, würde sich ohnehin nicht thun lassen. Sollten auch gegen alle Erwartung der innere Zustand von Deutschland keinen Erschütterungen mehr ausgesetzt seyn, so werde doch die Gefahr von Seiten der Türken täglich größer; Deutschland werde ihn weder retten können, noch wollen, besonders protestantischer Seits, wo man so viele Schwierigkeit bey den bisherigen Hülfleistungen gemacht; welches um so schlimmere Folgen für ihn haben werde, da er auf seine meistens protestantisch gesinnte Unterthanen ohnehin nicht sonderlich zählen könne; und wenn Philipp gänzlich von der Reichsnachfolge ausgeschlossen bleiben sollte, so sey für ihn gewiß auch von daher nichts zu hoffen; hingegen werde ihm die ganze spanische Macht, die allein das sicherste Rettungsmittel für ihn sey, zu Geboth stehen, wenn Philipp so nahe mit Deutschland und Ferdinand durch eine wechselseitige Nachfolge verbunden bleibe.“

Diese Vorstellungen wirkten so viel, daß Ferdinand, es mag nun seyn aus Ueberzeugung oder seinem Bruder zu gefallen, in Vereinigung mit ihm die Sache betrieb, und zu den Churfürsten von Sachsen

Sachsen und Brandenburg in seinem und Karls Nahmen den Grafen Albrecht von Schlick abfertigte, der vermöge seiner Instruction ihnen beybringen sollte, „weil hin und wieder allerhand Reden giengen, daß der Kaiser wegen der Wahl seines Sohns Philipp Unterhandlungen zu pflegen, oder gar das Reich erblich zu machen Vorhabens sey, so hätten er sowohl als sein Bruder den Churfürsten anzeigen wollen, worinn die Sache eigentlich bestehe. Karl habe wegen des Reichs zur Erhaltung dessen Hoheit und Gerechtigkeit nicht geringe Mühe und Arbeit auf sich genommen, dabey auch mercklichen unsäglichen Kosten gegen die Türken sowohl als andere benachbarte Potentaten, die sich unterstanden, manches an sich zu ziehen, was dem Reich zugehöre, verwendet. Das nämliche sey auch geschehen, um dasselbe vor endlichem Verderben und Abgang zu verhüten, so von wegen der vielfältigen, hochbeschwerlichen Spaltung, Irrung und Mißtrauen, welches allenthalben eingerissen, augenscheinlich vorhanden gewesen sey; wie er dann jenen, welche all ihr Vorhaben dahin gestellt, das ganze Reich, welches sie bereits unter sich ausgetheilt gehabt, in ihre Gewalt zu bringen, und zu solchem ihrem Vorhaben sich des anmuthigen Scheins der Religion zu gebrauchen, mit allem Ernst habe begegnet, und sich der Schärpfe, und seines kaiserlichen Amtes gleichwohl mit grosser Mühe und Arbeit und übermäßigen Unkosten gegen sie bedienen müssen.“

„Weil er nun in all diesen Stücken weit mehr erhalten, als menschliche Vernunft hätte verhoffen können, so erkenne er sich um so mehr verpflichtet, dafür zu sorgen, daß auch für das künftige das Reich bey seinen Würden, Macht und Kräften erhalten

halten werde. Durch das oben angeführte, im Reich verbreitete Gerücht sey er um so mehr bewogen worden, der Sache nachzudenken, habe aber noch nicht das mindeste in derselben vorgenommen, wie die Churfürsten selbst wüßten; nur als er mit seiner Schwester und seinem Bruder vor einiger Zeit wegen ihrer Häuser, damit sie in gutem Verstandniß mit einander bleiben möchten, zu Reden worden, seyen sie unter andern auf diesen Puncten verfallen, daß deren Wohlfart am meisten an dem Reich hienge, die sie auch bey demselben zu erhalten, und eines Glückes mit ihm zu gewarten hätten.“

„Bey dieser Gelegenheit hätte es nun nicht fehlen können, daß sie nicht auch von des Reichs jeziger Beschaffenheit gesprochen; wobey sich klar befunden habe, mit was großer Mühe und Arbeit Karl dasselbe mit all seiner gesammten Macht bis daher erhalten habe. Woraus leicht zu ermessen, wo seine Macht geringer gewesen, und, wenn er so wohl als sein Bruder nicht großen äußersten emsigen Fleiß fürgewendet, in was für einer Zerrüttung noch alles stehen würde.“

„Die Churfürsten möchten demnach erwägen, ob diese Zeit in dem ganzen Reich ein andrer Fürst außer dem Oesterreichischen Haus sey, welcher genugsame Macht habe, einen solchen schweren Last mit so weitläufigen Gränzen, damit das Reich allenthalben umringt sey, der Nothdurft nach zu erhalten; oder ob einer den Last des Unkostens, so gegen so viele mächtige Widersacher, und zu Abwendung andrer Widerwärtigkeit, die sich inn- und außerhalb des Reiches zutragen, in die Harre auf sich zu nehmen und zu tragen, unterstehen dürfe.“

„Da

„Da nun Karl für seine Person fränkllich und schwach, sein Bruder aber nur drey Jahr jünger sey als er, und dann, wenn man erst nach ihrem Tod zur Wahl greifen wolle, allerhand Unrichtigkeit und Spaltung zu besorgen stünde, welche die Ausländer zum Schaden des Reiches benutzen dürften: so hätten sie beyde es für nöthig befunden, daß demselben auch fürs künftige mit einem Haupt Vorsehung gethan werde, worzu niemand schicklicher sey als des Kaisers einziger Prinz Philipp. Damit aber derselbe um so eher verpflichtet werde, sich der Sachen anzunehmen, und die Unkosten, die zur Erhaltung der Reputation und Hoheit des Reichs darauf gehen würden, desto williger tragen möge, würde es räthlich seyn, ihm die Vertröstung und Versicherung zu geben, daß er zu seiner Zeit zu der Römisch-königlichen Krone kommen werde; woben man jedoch keineswegs durch Nebenwege, oder ohne Vorwissen und Bewilligung der Churfürsten vorzuschreiten gedanke. Und damit niemand auf den Verdacht kommen möge, als wolle er das Reich erblich machen, dessen Ungrund schon dadurch an dem Tag liege, weil er ehemals seinen Bruder von freyen Stücken anstatt seines Sohns zu der Römisch-königlichen Würde befördert; so könne er nebst diesem wohl leiden, und sehe es gern, daß seines Bruders Sohn der Erzherzog Maximilian des Titels und der Würde eines Römischen Königs gleichfalls versichert werde; nämlich im Fall, daß Philipp zur kaiserlichen Würde käme, daß alsdann Maximilian zur Römisch-königlichen genommen werde, damit man nicht dafür halten möge, als gedächte er Philipps Sohn nach demselben gefürdert zu sehen.“

Dieser

Dieser Antrag würde zu jeder Zeit wegen seiner Neuheit Verwunderung erregt haben, und mußte es in den damaligen Umständen noch mehr thun. Auch erfolgte die Antwort so, wie man leicht vorher sehen konnte, und wie sie vielleicht Ferdinand selbst, ja auch Philipp nicht ungern hörten. Churfürst Moriz entschuldigte sich theils wegen der Wichtigkeit der Sache, theils seines jungen Alters, theils seiner bevorstehenden Abreise in das Lager vor Magdeburg, um sogleich eine endliche Antwort geben zu können; in der That aber wollte er sich indessen bey dem Churfürsten Joachim von Brandenburg Raths Dresden erholen. Welches, so bald es geschehen, vom 28. schickte er die Antwort dem Gesandten August 1551. schriftlich zu.

Nach mehrern dem Kaiser wegen seiner Bemühung für das Reich gemachten Complimenten sagt Moriz in derselben, „das Begehren sey so beschaffen, daß er einzig, und ohne der andern seiner Mit-churfürsten gesammten Rath darauf nicht antworten, vielweniger sich zu etwas verpflichten könne. Wenn er es auch thäte, so wäre leicht zu erachten, wofür es nicht allein bey den andern Churfürsten, sondern auch sonst bey männlichen würde gehalten werden; er sey bereits ohne das bey vielen in merklichem Unglimpf und Gespräch, wiewohl, Gottlob! ohne seine Verschuldung, und fürnehmlich darum, daß er sich von dem Kaiser und seinem Bruder nicht habe wollen abwenden lassen, sondern bey denselben je und allweg so beständig und treulich gehalten und zugesetzt, sich auch in des Kaisers Dienst jederzeit so gutwillig habe gebrauchen lassen. Nun würde solcher Unglimpf und Geschrey wegen seiner ohne Zweifel noch größer werden, wenn er sich hinter den andern Chur-

Churfürsten in dieser Sache dergestalt, wie begehrt, einlassen würde; welches seinem Verhoffen nach der Kaiser ihm nicht gönnen werde. Da nebst diesem Moriz dem Alter nach unter den Churfürsten der jüngste sey, so wolle es ihm um so weniger gebühren, den andern in einer so hochwichtigen Sache fürzugreifen. Sollten aber diese zusammen verschrieben werden, so wolle er sich mit ihnen nach Nothdurst unterreden, und einer gebührlichen Antwort vergleichen.“

Churfürst Joachim antwortete fast auf eben die Art; nämlich, „dieser Handel sey wichtig und übermäßig hoch, an demselben sey auch der ganzen Christenheit, und dem Reich merklich und am höchsten gelegen; und da er nicht bey seiner Person allein stehe, sondern in den gemeinen Rath aller Churfürsten gehöre, so erfordere die Nothdurst, diese Sache dahin zu bedenken, und an den Orten anzufangen, da sich solches vor Alters und zu Recht gebühre, nämlich die Churfürsten deshalb zusammen zu beschreiben und zu erfordern.“ Nebst dieser Antwort gab er dem Grafen Schlick ein eigenes Beglaubigungsschreiben an den Ferdinand mit zurück, um ihm etliche geheime und vertraute Sachen seines wegen mündlich zu eröffnen. Vermöge dieses Auftrages mußte ihm der Graf auf alle mögliche Weise zureden, sich ferner mit dieser Sache nicht abzugeben, um nicht sich und seine Nachkommenschaft bey den deutschen Reichsständen gehässig zu machen. Man findet auch wenigstens von Seiten Ferdinands nicht die mindeste Spur mehr, daß er sie nur im geringsten betrieben. Karl selbst that wenigstens keinen offenbaren und ernstlichen Schritt mehr in derselben.

Fünf